

Dieser Artikel ist Teil des
Open Source Jahrbuchs 2007

Bernd Lutterbeck
Matthias Bärwolff
Robert A. Gehring (Hrsg.)

Open Source
Jahrbuch 2007

Zwischen freier Software und Gesellschaftsmodell

erhältlich unter www.opensourcejahrbuch.de.

Die komplette Ausgabe enthält viele weitere interessante Artikel. Sie können diesen und andere Artikel im Open-Source-Jahrbuch-Portal kommentieren oder bewerten: www.opensourcejahrbuch.de/portal/. Lob und Kritik sowie weitere Anregungen können Sie uns auch per E-Mail mitteilen.

Die ökonomischen Grenzen freier Software

MATTHIAS BÄRWOLFF



(CC-Lizenz, siehe Seite 563)

1 Die Freiheit und ihre Grenzen

Wenn die Freiheit des Einzelnen und die prinzipielle Unverletzlichkeit des Eigentums das Fundament unserer Gesellschaft bilden sollen, so gehört dazu zweifellos auch die Freiheit, anderen sein Eigentum oder Rechte daran in freundlicher Absicht weiterzugeben. Die Freiheit, von der Richard Stallman in seinem Artikel „Warum ‘Open Source’ das Wesentliche von ‘Freier Software’ verdeckt“ spricht, hat also wahrlich nichts mit Kommunismus zu tun, sondern mit genau den bürgerlichen Freiheiten, die wir auch den Ackermanns dieser Welt zubilligen.

Eben dieser Freiheiten bemächtigte sich Stallman in seiner berühmten *GNU General Public License (GPL)*, dem institutionellen Fundament freier Software, mit dem er eine der wohl weitreichendsten Innovationen im Bereich der Softwareproduktion, -Verbreitung und -Nutzung schuf. Heute bezweifelt niemand ernsthaft, dass freie Software und entsprechende Lizenzmodelle als soziale Praktiken dem gesellschaftlichen Normen- und Rechtssystem unserer Gesellschaft entsprechen. Alle Versuche, freier Software ihre Existenzberechtigung abzusprechen, sei es mit ökonomischen, rechtlichen oder gar moralischen Argumenten, sind bislang noch gescheitert. Und es bleibt zu hoffen, dass sich Politik und Gerichte weiterhin der Argumente derer erwehren können, denen aus freier Software eine kommerzielle Bedrohung erwächst. Die Macht und das Versprechen von freier Software liegen nämlich einerseits in ihrer Freiheit, andererseits aber auch in ihrer unübersehbaren kommerziellen Bedeutung mithin volkswirtschaftlichen Wertschöpfung.

Und hier beginnt denn auch der Konflikt, den Stallman beschreibt – zwischen Freiheit auf der einen Seite und „technischen und praktischen Bequemlichkeiten“ auf der anderen Seite. Für ihn ist die Sache eindeutig: Die Freiheit von Software ist ein Wert, der sich dem ökonomischen Kalkül entzieht und deren Verlust – auch teilweise – so schwer wiegt, dass keine Abstriche in Kauf zu nehmen sind. So postuliert er: „Software dient nur dann den Zwecken ihrer Anwender, wenn sie ihre Freiheit

respektiert.“ Paradoxerweise sind es nun die Anwender selbst, die noch von diesem Argument überzeugt werden müssen. Stallman bemerkt treffend:

„Warum sollten die Anwender [günstige proprietäre Software mit praktischen Vorteilen] zurückweisen? Dazu werden sie nur bereit sein, wenn sie den Wert der Freiheit, den Freie Software ihnen bietet, als solchen schätzen gelernt haben und ihm größere Bedeutung zumessen als den technischen und praktischen Bequemlichkeiten, die ihnen eine spezifische Freie Software bietet.“

Der normative Gestus und damit die Anfälligkeit einer solchen Position sind unübersehbar. Der Wert der Freiheit als solche ist für Stallman so fundamental, dass er sämtliche praktische Erwägungen seitens des Anwenders verdrängt, ja ob seiner Absolutheit verdrängen muss. Für die meisten Computer-Anwender hingegen hat Software letztlich nur wenig mit Freiheit zu tun, sondern vielmehr *mit* praktischen Erwägungen, die noch dazu in Konkurrenz mit anderen Erwägungen stehen. Die Freiheit einer Software ist für die meisten ein untergeordnetes Argument in ihrem persönlichen Nutzenkalkül. Mithin folgt die Freiheit des Einzelnen nur mittelbar, wenn überhaupt, aus der Freiheit einer Software. Es ist ja sogar so, dass die Freiheit der Software nur um den Preis der Beschneidung individueller Freiheiten gewonnen werden kann. Der Anwender darf mit einer freien Software nämlich genau die Dinge nicht tun, die die Freiheit der Software einschränken würden.

Kurzum, mit der *GPL* wird zwar die unbedingte Freiheit der Software durchgesetzt, nicht aber die der Anwender. Die *GPL* beschneidet die Freiheiten des Einzelnen zugunsten einer abstrakteren Freiheit, die ihre Bedeutung erst im Miteinander der Individuen findet. Den Wert dieser Freiheit aufzuzeigen, diese Freiheit und ihren Nutzen spürbar gemacht zu haben durch seine Taten – darin liegt das große Verdienst Stallmans. Ob sich diese Freiheit jedoch gegenüber anderen Erwägungen behaupten kann, entscheidet sich letztlich bei den Anwendern und deren Nutzenkalkülen.

2 Freiheit versus Bequemlichkeit

Open Source gewichtet Freiheit pragmatischer als freie Software. Die Kriterien freier Software, die die Freiheit der Software sicherstellen sollen, sind bei Open Source deutlich schwächer ausgeprägt. Wenn wir die Freiheit der Software nicht zum Selbstzweck erheben, wundert es wenig, dass die Abwägung zwischen Freiheit und „technischen und praktischen Bequemlichkeiten“ eher zugunsten Letzterer ausfällt. Für Open Source ist die Freiheit der Software nur Mittel zum Zweck. Die Freiheit des Einzelnen im Umgang mit der Software steht im Vordergrund, auch wenn dadurch die Freiheit der Software selbst eingeschränkt wird. Man denke an die *Berkeley Software Distribution License (BSD)*, die es dem Benutzer erlaubt, die Software in praktisch beliebiger, auch proprietärer Weise zu nutzen. Was wir dadurch verlieren und gewinnen sollte eine empirische Frage sein, keine kategorische.

Fraglos lassen Open Source und die pragmatische Einstellung gegenüber der Freiheit Systeme zu, die dem Gedanken der Handlungsfreiheit der Nutzer diametral widersprechen. In diesem Punkt ist Stallmans Kritik an Digital-Rights-Management-Systemen (DRM) zuzustimmen. Tatsächlich gibt es auch im „Open-Source-Lager“ genügend Befürworter der *GPL v3*, die DRM-Systemen deutlich ablehnend gegenüberstehen. Auch lässt Open Source es zu, dass Verbesserungen an einer Software nicht wieder, wie unter der *GPL*, der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden müssen. Andererseits sind die Errungenschaften und die Wertschöpfung der Open-Source-Community inklusive all der Firmen, die darin tätig sind, auch derer, die Open-Source-Lösungen für ihre proprietären Produkte verwenden, unübersehbar.

Der entscheidende Punkt ist letztlich dieser: Eine ökonomisch motivierte Abwägung zwischen Freiheit und „technischen und praktischen Bequemlichkeiten“ kann sowohl für den Einzelnen als auch die Allgemeinheit bessere Resultate erzielen als der kategorische Verzicht darauf. Hierfür ist es aber unabdingbar, den Absolutheitsanspruch der Freiheit zu lockern.

3 Kommerz und Wertschöpfung

Das klassische Problem der Ökonomie ist es, existierende Ressourcen derart zu verteilen, dass sie ihren höchsten Nutzen entfalten. Hierfür gibt es prinzipiell drei Möglichkeiten: Markt, Firma und Allmende (Coase 1960). Selbiges gilt für die Schöpfung neuer Ressourcen und der wertschöpfenden Rekombinierung existierender Ressourcen. Auch hier hängt es von den jeweiligen Transaktionskosten ab, welche der drei Governance-Strukturen die effizientere ist.

Es lässt sich nun im Bereich Software, wie auch in vielen anderen Bereichen, unterscheiden zwischen der Schöpfung auf der einen Seite und der Anwendung auf der anderen Seite.¹ Der entscheidende Punkt bezüglich der Governance-Strukturen ist, dass sich die Transaktionskostenstrukturen in beiden Bereichen unterscheiden. Im Bereich der Entwicklung von komplexer Software kann es tatsächlich ökonomisch sinnvoll sein, diese als ein Allmendegut zu behandeln (Bessen 2001). Wo es aber um die Befriedigung spezifischer Endanwenderbedürfnisse geht, sinken die relativen Vorteile eines Allmende-Regimes. Hier ist es insbesondere nicht mehr möglich, sämtliche an dieser Schnittstelle stattfindenden Transaktionen ohne formale Verträge und Geldzahlungen abzuwickeln. Dies ist effizient dort, wo informelle Communitys mit effektiven Mechanismen zur Durchsetzung sozialer Normen existieren (Bowles 2004, S. 258), nicht aber an Schnittstellen zwischen Produzenten und Konsumenten,

1 Auch wenn es für Anwender prinzipiell möglich ist, Software selbst weiterzuentwickeln und ihren Bedürfnissen anzupassen, überwiegen die Kosten hierfür im Allgemeinen den Nutzen, so dass diese Möglichkeit für viele Endanwender auch bei Freier Software oder Open Source eine rein theoretische bleibt. Die Trennung zwischen Produzenten und Konsumenten, Arbeitsteilung und Spezialisierung also, bleibt trotz der „Demokratisierung von Innovation“ (von Hippel 2005) effizient, schon allein wegen der Komplexität von Software.

die normalerweise von konventionellen geldvermittelten Markttransaktionen dominiert werden. Wenn hier also Software weitergegeben wird, die nicht vollständig frei ist, sondern einfach nur die Bedürfnisse des Anwenders befriedigt und sich dadurch effizientere Anreizstrukturen für die Produktion schaffen lassen, mag dies dem Ideal der unbedingten Freiheit von Software zuwiderlaufen, ist jedoch die ökonomisch sinnvollere Alternative. Mithin ist die Bedeutung von strikt kommerziellen Anreizen in der Produktgestaltung nicht zu unterschätzen. Auch wenn Bruce Perens in seinem Artikel in diesem Buch (S. 131) richtig bemerkt, dass auch Marketingabteilungen „keine Kristallkugel“ haben, so übersieht er jedoch den entscheidenden Transaktionskostenaspekt bei der Wahl der Institutionen, wenn er postuliert, dass „das auf dem offenen Markt basierte Open-Source-Prinzip in der Schaffung wünschenswerter Produkte bessere Erfolge erzielen kann als zentral geleitete Marketing-Abteilungen und ihr Management“. Denn Marketingabteilungen können sehr wohl Effizienzen in der Kommunikation zwischen Produzenten und Konsumenten erzielen, insbesondere dort, wo Trennung zwischen beiden eben scharf ist. Vor allem haben sie einen konkreten kommerziellen Anreiz, die Bedürfnisse von Anwendern, nicht Programmierern, tatsächlich zu bedienen – auch wenn, ja gerade weil dies mit Risiken und Kosten einhergeht. Ein solcher Anreiz mag zwar auch im Allmende-Modell vorhanden sein, jedoch ist er ob der informellen Vertragsstrukturen und der weitgehenden Abwesenheit von direkten Geldanreizen nicht so stark ausgeprägt. Die Behauptung, die potenziell unendlichen Permutationen in der Allmende würden nach „darwinistischer Selektion“ zwangsläufig zu besserer Software führen, ist empirisch dünn.

Kurzum, Stallmans Inversion der konventionellen Eigentumslogik mit dem Zweck, eine Allmende zu schaffen, die den Schutz der Gerichte genießt, ist die wohl bedeutendste institutionelle Innovation der letzten Jahrzehnte. In einer breiteren Auslegung ist sie als Meta-Idee im Sinne von Romer (1990) zu verstehen. Dennoch, die Allmende kann und will nicht allen Gegebenheiten der Realität gerecht werden. Die Balance zwischen den Polen zu finden, ist wie so häufig die Herausforderung, vor der wir beständig stehen. Es wundert aber kaum, dass die erfolgreichsten Modelle in der Softwareindustrie Hybriden aus Freiheit und Nicht-Freiheit sind.

Literatur

- Bessen, J. E. (2001), ‘Open Source Software: Free Provision of Complex Public Goods’, *Research on Innovation* 7(2).
- Bowles, S. (2004), *Microeconomics: Behavior, Institutions, and Evolution*, Princeton University Press.
- Coase, R. H. (1960), ‘The problem of social cost’, *Journal of Law and Economics* 3, S. 1–44.
- Romer, P. M. (1990), ‘Endogenous Technological Change’, *Journal of Political Economy* 98(5), S. 71–102.
- von Hippel, E. (2005), *Democratizing Innovation*, MIT Press, Cambridge, MA.